

## Krieg in der Ukraine

# Als Diplomat eine einzige Zumutung

**Ukrainischer Botschafter in Berlin** Andri Melnik fordert Deutschland rabiat zu mehr Unterstützung auf und ruft Politikern auch mal «Arschloch» hinterher. Mit seinen Anklagen erntet er viel Applaus im Publikum – und Empörung in der Politik.

Dominique Eigenmann, Berlin

Er finde diesen Botschafter «mittlerweile unerträglich», schrieb der sozialdemokratische Staatssekretär Sören Bartol kürzlich auf Twitter und setzte das Wort Botschafter noch in Anführungszeichen. Er sprach damit laut aus, was viele in der SPD und in der deutschen Regierung leise denken.

Andri Melnik ist praktisch seit dem Beginn der militärischen Aggression Russlands gegen die Ukraine 2014 Botschafter seines Landes in Berlin. Gehört wurden seine Hilferufe, Mahnungen und Klagen eigentlich nie. Er galt als Nervensäge. In der Grossen Koalition kümmerte man sich lieber um Russland, Melnik wurde geschnitten. Im Auswärtigen Amt und im Kanzleramt ist er bis heute mit einer Art Hausverbot belegt.

Wenigstens die Stimmung hat nach dem brutalen russischen Überfall gedreht. Die deutsche Ostpolitik ist spektakulär gescheitert, Melnik hat mit seinen Warnungen recht behalten. Jetzt, da die Ukraine um ihr Leben kämpft, fliegen dem Opfer auch in Deutschland alle Sympathien zu. Bartol wurde von der Empörung des Publikums überrollt und löschte seinen Tweet.

Als Kanzler Olaf Scholz am 27. Februar im Bundestag eine «Zeitenwende» ankündigte, harte Sanktionen gegen Russland und Abwehrraketen an die Ukraine inklusive, sass Melnik auf der Tribüne. Die Abgeordneten erhoben sich zu seinen Ehren und klatschten, Alt-Bundespräsident Joachim Gauck umarmte ihn.

Melnik ist in Deutschland in nert Wochen von einem exotischen Querulanten zu einem Medienstar geworden. Als Botschafter ist er freilich eine Zumutung geblieben. Was die deutsche Regierung an Strafen für Russland und Hilfen für die Ukraine bisher beschlossen hat, hatte er schon gefordert, bevor Russland den Krieg überhaupt begonnen hatte. Jetzt will er mehr: ein Embargo gegen russisches Gas und Öl, eine sofortige EU-Beitritts-Perspektive, eine Flugverbotszone.



Die Not hat ihn bissig gemacht: Andri Melnik, seit 2014 ukrainischer Botschafter in Deutschland. Foto: Imago

Hilfe Deutschland ukrainischen Flüchtlingen, sei das zwar nett, ätzt er, aber im Grunde nur eine Art, sich angesichts der restlichen Untätigkeit «besser zu fühlen».

Melnik, 1975 in Lwiw als Sohn von Professoren-Eltern geboren, ist als Mensch alles andere als ein Rüpel, sondern ein hoch gebildeter, kunstsinniger Vater zweier Kinder, der vollendetes Deutsch spricht. Seit Russland sein Land ins Unglück stürzt, hat er indes jede Zurückhaltung abgelegt. Er schläft wenig, isst kaum, sein Ton wird zusehends schriller. Die «Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung» (FAS) hat ihn gerade den «ungewöhnlichsten Botschafter aller Zeiten» genannt.

### «Notschafter» getauft

Statt seine Worte diplomatisch abzuwägen und hinter der Bühne zu wirken, zerrt Melnik seine beissende Kritik ins grelle Licht der Öffentlichkeit. Er stellt Politiker mit Zitaten aus vertraulichen Gesprächen bloss, nimmt keine Anklage zurück, spitzt eher noch zu. Einen bekannten Politiker der Linkspartei hiess er kürzlich, besser seine «linke Klappe» zu halten, als über Rechtsextremisten in ukrainischen Milizen zu schwadronieren. Michael Roth, dem SPD-Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses im Bundestag, rief er «Arschloch» hinterher. Russen nannte er zuletzt öfter «Bastarde» oder wie die ukrainische Armee «Orks» – nach den Untermenschen des «Herr der Ringe»-Epos.

Auch Deutsche, die es mit Melnik und der Ukraine gut meinen, glauben, er überschreite damit Grenzen und schade seiner Sache eher, als dass er ihr nütze. Andere halten seine Verzweiflung für begreiflich, den harschen Ton für verzeihlich. «Notschafter» taufte ihn die «Süddeutsche Zeitung».

Melnik hält den Deutschen die Lebenslügen von zwei Jahrzehnten naiver Russlandpolitik vor. Seine heutige Verbitterung rührt nicht zuletzt daher, dass die Enttäuschungen so weit zurückreichen. Dass Angela Merkels Regierung, getrieben von den Genossen Gerhard Schröder, Sigmar

Gabriel und Frank-Walter Steinmeier, noch nach der Annexion der Krim 2015 den Bau von Nord Stream 2 beschloss, empfand Melnik schon damals als Verrat und Ursünde. Als er Kritik äusserte, verhöhnte Schröder ihn als «Zwerg aus der Ukraine».

Steinmeier, nunmehr Bundespräsident, nannte die Pipeline noch vor einem Jahr eine der letzten «Brücken» nach Russland, ja angesichts der sowjetischen Opfer deutscher Aggression im Zweiten Weltkrieg quasi eine Pflicht. Melnik sprach von einem «Doppelschlag ins Gesicht» der Ukraine. Weiss man das, wundert man sich vielleicht weniger, dass der Botschafter am letzten Sonntag Besseres zu tun hatte, als auf Steinmeiers Einladung russischen (und ukrainischen) Musikern zu lauschen.

Die Regierungsparteien SPD, Grüne und FDP rechtfertigen ihre Zurückhaltung mit der Beteuerung, sie würden bereits alles Zumutbare tun. Ein Rohstoffembargo ginge zu weit, so Kanzler Scholz, weil es ganze deutsche Industriezweige lahmlegen würde. Melnik nannte den Entscheid umgehend ein «Messer in den Rücken der Ukraine».

### «Das schlimmste Gespräch»

Angesichts des mörderischen Kriegs denkt der Botschafter zunehmend in Kategorien von Freund und Feind – und Deutschland hält er allenfalls für einen sehr zweifelhaften Freund. Finanzminister und FDP-Chef Christian Lindner etwa habe ihm nach Kriegsbeginn ungerührt vorgerechnet, dass der Ukraine ohnehin nur ein paar Stunden bis zur Kapitulation blieben. Da kämen Waffenlieferungen sowieso zu spät. Danach musste Melnik weinen. «Das war das schlimmste Gespräch in meinem Leben», sagte er der FAS.

Melnik ist rabiat geworden, weil seine stille Diplomatie zuvor so lange auf taube Ohren stiess. In der Not nutzt er nun die Sympathien für den ukrainischen Freiheitskampf in Bevölkerung und Medien als Hebel, um die unwillige Politik unter Druck zu setzen.

## Er ist der eisenharten Zensur zum Opfer gefallen

**Russischer Journalist** Aufgeben, sich dem Kreml beugen, diesem Präsidenten? Das war für Dmitri Muratow bisher keine Option.

Die Zeitung dichtmachen? Das sei etwa so, als würde man ihn bitten, sich zu erschiessen, so hat es Dmitri Andrejewitsch Muratow immer mal gesagt. Aufgeben, sich dem Kreml beugen, diesem Präsidenten? Keine Option. Für ihn nicht, und schon gar nicht für seine Redaktion, die er als Chefredaktor seit mehr als zwei Jahrzehnten leitet, in geheimer Abstimmung von der Redaktion immer wieder gewählt.

Weisse Haare, weisser Bart, grosse Statur, manchmal gleicht er einem freundlichen Grossvater. Ironisch, immer wieder sarkastisch, er hat das Lachen nicht verlernt. Hat nie Zeit und kann sich dann im Gespräch doch leidenschaftlich in all den russischen Geschichten verlieren, die ja auch die Geschichten seines Lebens

sind. «Alles war gut», zitiert Muratow in diesen dunklen Tagen den russischen Schriftsteller Jewgeni Schwarz, «alles endet traurig.» Als ob er Bilanz zieht.

Sie wollten weitermachen, die Journalistinnen und Journalisten der «Neuen», unabhängig und transparent, besonders jetzt, in diesem von Putin begonnenen Krieg, den sie ja nicht Krieg nennen dürfen.



Friedensnobelpreisträger: Dmitri Muratow. Foto: AP

Denn wer dies wagt, dem drohen bis zu 15 Jahre Haft. Sie hofften, mit redaktionellen Kniffen das eisenharte Zensurgesetz zu umgehen. Sie setzten die Berichterstattung aus. Versahen das Propagandawort «Spezoperazija» (Sonderoperation) stets mit Anführungszeichen. Sie schickten eine Reporterin in die Gerichtsmedizin der ukrainischen Stadt Mikolajiw, sie schrieb über die Getöteten, zwei Geschwister darunter, 16 und 3 Jahre alt. Sie mussten Artikel löschen, Fotos pixeln. Muratow selbst nutzte seine Bekanntheit als Friedensnobelpreisträger 2021, kündigte an, seine Medaille zugunsten ukrainischer Geflüchteter zu versteigern. Das Preisgeld hatte er schon für kranke Kinder und Hospize in Russland gespendet.

Aber jetzt geht es nicht mehr. Am 28. März um 13.49 Uhr meldete sich die Redaktion mit einer Erklärung: «Wir haben eine weitere Warnung der Medienaufsicht erhalten. Wir setzen die Veröffentlichung unserer Zeitung bis zum Ende der «Sonderoperation auf dem Territorium der Ukraine» aus. Hochachtungsvoll, die Redaktion der «Nowaja Gaseta.»

### Sechs wurden ermordet

Vor knapp 30 Jahren gehörte der junge Journalist zu den Gründern der Zeitung. Er hoffte auf demokratischen Wandel, auf eine freie Presse für ein modernes Land. Die besten und mutigsten Journalistinnen und Journalisten arbeiteten – und arbeiten – für die «Nowaja». Sie berichteten über den Krieg in Tschetschenien,

auch dies schon Putins Krieg, über Korruption und Offshore-Konten, über all die schamlose Willkür. Sie blieben unbestechlich. Sie wurden ermordet, sechs Kolleginnen und Kollegen allein aus seiner Redaktion, alle während Putins Herrschaft. Mit einem Hammer erschlagen, vergiftet, entführt und tot in einen Graben geworfen, erschossen. Ihre Porträts hängen im Flur der Redaktion, man soll ihnen nicht entgehen. Sie sind Mahnung und Ansporn auch für Muratow. Bis heute spüre er Verantwortung, Schuld und Schmerz, sagt er.

Er lebt mit der Kritik an seinen Überlebensmanövern, den Kompromissen. Diplomatisch geschickt, bestens vernetzt, laivierte Muratow die «Nowaja Gaseta» durch politische Untiefen,

Prozesse und Vertriebsprobleme, auch sie unter chronischem Geldmangel leidend. Finanzielle Unterstützung kommt heute über Crowdfunding, aber auch aus dem Michail-Gorbatschow-Fonds. Muratow bleibt dem in Russland so verachteten ehemaligen Präsidenten in Freundschaft verbunden.

Er ist jetzt 61 Jahre alt. Er habe sein Leben in gewisser Weise schon gelebt, sagte er kurz nach Kriegsbeginn. Die Hoffnungen und Träume einer jungen Generation aber seien zerstört. Dazu der Exodus, schon jetzt haben Zehntausende das Land verlassen. Muratow sieht es auch als seine Niederlage. «Es sind meine persönlichen Verluste», sagt er.

Katja Gloger